

1. Die Konstellation in der Entwicklung

Das Neue

Nahezu hundert Jahre liegen zwischen dem Zusammenbruch des napoleonischen Imperiums, das letztlich an überdehnter Machtprojektion gescheitert war, und dem Ausbruch des ersten großen Weltkonfliktes im Industriellen Zeitalter. Zahlsensymbolik darf man nicht überstrapazieren, aber unbestreitbar ist zugleich, dass es sich hier jeweils um tiefe Einschnitte in die europäische und schließlich in die Weltgeschichte handelt. Sie betreffen mehr als jeweils ein Land und eine Großmachtauseinandersetzung. Und wenn auch die Unterschiede die Analogien überwiegen mögen, spricht doch vieles zumindest für eine Annahme, für die Vermutung nämlich, dass sich in beiden Fällen, in der europäischen Auseinandersetzung mit dem napoleonischen Frankreich wie im Konflikt der Westmächte und Russlands mit Deutschland und seinen Verbündeten – die hier deutlich zurücktraten – jeweils das klassische europäische Muster bestätigte, dass der Kontinent keinen und schon gar keinen ambitionierten, lautstarken und aggressiven Hegemon verträgt.¹⁾

Freilich die Unterschiede:

Noch bei Waterloo kämpften 1815 Heere von jeweils gut einhunderttausend Mann in farbigen Uniformen auf Sichtweite miteinander, attackierte Kavallerie mit Säbeln und Lanzen Infanteriehaufen, die kompakt Mann an Mann standen, um sich eini-



Die Reste der Kirche von Maurepas (Schlacht an der Somme, 7. September 1916)

¹⁾ Für diese klassische These Ludwig Dehio: Gleichgewicht oder Hegemonie. Betrachtungen über ein Grundproblem der europäischen Staatengeschichte, Krefeld 1948.

germaßen schützen zu können. Schon im 30-jährigen Krieg hatte es so sehr viel anders nicht ausgesehen. Und noch im Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71 gab es ähnliche Szenen, so beim deutschen Kavallerieangriff bei Mars la Tour, den Ferdinand Freiligrath in Lyrik kleidete, und beim vergeblichen Versuch französischer Reiterschwadronen, den deutschen Belagerungsring um Sedan zu sprengen.

Nun, 1914, war alles anders: Die Maschinerie des Industriellen Zeitalters ließ Millionenheere aufeinander losmarschieren, die nach festen, fahrplanartigen Kriegsplänen ihre Feldzüge begannen. Der das Zeitalter dominierende Glaube an das Beherrschbare und Kalkulierbare, mechanistisch und positivistisch, entlud sich in einer völlig neuartigen Kriegsdimension.

Gewiss hatte es für einen derartigen Maschinenkrieg der Millionen bereits ansatzweise Vorläufer gegeben: In der zweiten Hälfte des Deutsch-Französischen Krieges von 1870/71, als Frankreich, das seiner regulären Armeen beraubt war – eine war in Sedan gefangen genommen worden, die andere hatte in der Festung Metz kapituliert – zur Massenmobilisierung überging und Deutschland dagegen notgedrungen die letzten Reserven einzog, so dass beide Seiten etwa eine Million Soldaten gegeneinander einsetzen, mehr noch aber freilich im Amerikanischen Bürgerkrieg von 1861 bis 1865: Hier bestätigte sich schon die Befürchtung mancher preußischer Generalstädler aus den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts, dass Kriege in neuer Größenordnung nicht in kurzen Feldzügen zu Ende zu bringen seien: Bei der neunmonatigen Belagerung der konföderierten Festung Petersburg, die Richmond, die Hauptstadt der Südstaaten deckte, wurden die Schrecken des Stellungskrieges an der Westfront des Ersten Weltkrieges zumindest ansatzweise vorweggenommen. Beim Zug



Der Friedhof im ostfranzösischen Saint Privat bei der Schlacht am 18. August 1870 im Deutsch-Französischen Krieg in einem französischen Gemälde. Das preußische Gardekorps musste die französischen Stellungen über freies Feld in geschlossener Formation angreifen, wobei weder Vernunft noch Menschlichkeit zählten. Binnen weniger Minuten verloren allein die adeligen Offiziersfamilien Preußens hunderte von Angehörigen. Insofern kann man bei diesem Geschehen auch eine Parallele zur Schlacht an der Somme im Ersten Weltkrieg sehen, an deren erstem Tag, am 1. Juli 1916, die Briten beim Sturm auf die deutschen Gräben im Maschinengewehrfeuer 60.000 Ausfälle erlitten.
Gemälde: Alphonse de Neuville



Eroberte Schützengräben der Südstaatenarmee im Amerikanischen Bürgerkrieg Anfang 1865 mit spanischen Reitern und einem gefallenen Soldaten. Militärische Technik und Mondlandschaft nehmen bereits die Bilder des Ersten Weltkrieges vorweg.

der Armee des Nordstaaten-Generals Sherman durch Georgia 1864 fand schon das Konzept Anwendung, die Potenziale des Gegners im Hinterland zu vernichten, welchen wirtschaftlichen und zivilisatorischen Preis dies auch immer verlangen möge.²⁾ Zum mindestens ansatzweise wird man ferner zwischen den Armeen, die im Amerikanischen Bürgerkrieg aufeinander trafen, und der Armee der französischen Dritten Republik, die 1914 gegen Deutschland mobil gemacht wurde, eine gesellschaftspolitische Parallele sehen können: Auch der französische Offizier musste offenkundig wie der amerikanische seine Leute in einem höflichen Ton bitten, Befehle auszuführen, wie es einer bürgerlichen Republik eher entsprach. Bei den französischen Herbstmanövern des Jahres 1910 registrierte ein deutscher Beobachter verwundert den Ton, in dem ein französischer Kompaniechef seinen Soldaten befahl, sich hinzulegen, die wegen der Feuchtigkeit des Bodens keine Neigung dazu verspürten: „Legen Sie sich nieder, ich bitte Sie darum!“³⁾ Und der insgesamt „demokratischer“ Charakter der französischen Armee zeigte sich auch an den Rechtsverhältnissen ihrer Reserveoffiziere: In Deutschland genossen die Reserveoffizieranwärter als „Einjährige“ von vornherein einen privilegierten Status, dienten zunächst lediglich

²⁾ Zum Amerikanischen Bürgerkrieg James M. McPherson: Für die Freiheit sterben. Die Geschichte des amerikanischen Bürgerkrieges, München, Leipzig 1988.

³⁾ Zit. nach Dieter Storz: Kriegsbild und Rüstung von 1914. Europäische Landstreitkräfte vor dem Ersten Weltkrieg, Herford, Bonn 1992, S. 124.

ein Jahr, konnten sehr bald außerhalb der Kasernen privat Unterkunft nehmen und galten, wenn sie nach vielen Wehrübungen schließlich den begehrten Status des Leutnants der Reserve erreicht hatten, als gesellschaftliche Schicht von besonderer Reputation: Auf den Visitenkarten zählte der „Leutnant der Reserve“ für den stolzen Träger vielfach mehr als der Doktorgrad oder der Titel des Regierungsrates bzw. des Amtsgerichtsrates. Hingegen mussten die späteren französischen Reserveoffiziere die volle Dauer der Wehrdienstzeit, je nach Festlegung zwei Jahre, ab 1913 drei Jahre, dienen. In vielerlei anderer Hinsicht überwogen freilich die Parallelen zwischen deutscher und französischer Armee: Trotz mancher Bedenken huldigten beide Seiten einem atavistischen Offensivdenken, das die Feuerkraft der neuen Waffensysteme – rückstoßfreie Geschütze, Maschinengewehre, Mehrladegewehre unter Verwendung von rauchlosem Pulver – durch mentale Dispositionen, man kann auch sagen einen blinden Angriffsgeist, zu kompensieren suchte. Die optische Entsprechung für diese Auffassung waren die farbenprächtigen Manöver der Zeit, nicht nur die Kaisermanöver in Deutschland, sondern auch die Vorführungen der französischen Armee wie der russischen Streitkräfte in der Nähe von Sankt Petersburg. All diese Präsentationen dienten zugleich mehr der optischen Befriedigung des eigenen Großmachtanspruches und der theatralischen Zurschaustellung der militärischen Kaste als professionellen militärischen Übungszwecken. Eher verblüffend ist nur, dass dabei das republikanische Frankreich ähnlich agierte wie das kaiserliche Deutschland. Hier kam freilich noch die ganz persönliche Profilneurose Wilhelms II. hinzu. Bis wenige Jahre vor dem Ersten Weltkrieg pflegte er persönlich eine Partei zu führen, die selbstredend nicht verlieren konnte. Generalstabschefs wie Graf Waldersee, die diesen Stil zu kritisieren wagten, konnte dies die Stellung kosten, selbst wenn besagter Waldersee sich kurz zuvor beim Sturz Bismarcks 1890 in den kaiserlichen Augen große Verdienste erworben hatte.

Wandel in der europäischen Mächtestruktur

Zentrale Frage ist nach wie vor nicht so sehr, warum die europäischen Großmächte 1914 einen Krieg gegeneinander aufnahmen, dessen Regeln und Tragweite, vor allem im ökonomischen Bereich, sie sich überhaupt nicht klar gemacht hatten. Die Kernfrage lautet vielmehr, ob es denn tatsächlich so kommen musste, ob zumindest seit der zweiten Marokkokrise 1911/12, in der Deutschland und Frankreich hart aneinander geraten waren und mehr oder weniger offen Kriegsdrohungen gegeneinander ausgesprochen hatten, die Entwicklung unabweisbar zum Konflikt führte und ob dieser tatsächlich wesentlich von Deutschland herbeigeführt wurde. Sucht man die Konfliktstruktur zu erfassen, die dem Ersten Weltkrieg zu Grunde liegt, so tut man wiederum gut daran, ein Jahrhundert zurückzublicken: An den Wiener Kongress hatte sich die Etablierung der Heiligen Allianz angeschlossen, die christlich-patriarchalisch grundierte Verbindung der drei noch mehr oder weniger absolutistisch regierten Oststaaten Russland, Österreich und Preußen. Mit dem österreichischen Staatskanzler Metternich als Mediator stimmten sie auf Kon-

gressen – 1818 in Aachen, 1820 in Troppau, 1821 in Laibach, 1823 in Verona – ihre konservative, Status quo-orientierte Politik ab. Als erster Partner scherte Österreich aus. Es stellte sich gegen Ende des Krimkrieges (1853–1856) immer deutlicher auf die Seite der gegen Russland kämpfenden Westmächte. Preußen blieb zunächst in enger Verbindung zu Russland, vermeintlich auch noch über die Reichsgründung von 1870/71 hinweg. Aber sehr bald sollten hier die ersten feinen Risse auftreten: Die traditionelle preußisch-russische Allianz hatte von der stillschweigenden Voraussetzung gelebt, dass Russland die Führungsmacht, Preußen der Juniorpartner war. Das neue Deutsche Reich hingegen konnte sich bereits in der Ära Bismarck, ohne doch selbst provozieren zu wollen, nicht mehr in die Rolle eines Juniorpartners fügen. Daraus resultierte schon sehr bald nach der Reichsgründung eine zunächst noch kaum merkliche Rivalität um den ersten Platz auf dem europäischen Kontinent. Russland sah sich zurückgesetzt, dazu trat in seinem eigenen Bild von europäischer Politik neben die herkömmliche zaristische⁴⁾ Staatsräson mehr und mehr eine missionarische, panslawistische Perspektive.⁵⁾ Etwas überspitzt lässt sich dies so beschreiben, dass die Reichsgründung infolge des Quantensprunges, den sie für Preußen unweigerlich bedeutete, ebenso unweigerlich auch jene gefährdete Mittelstellung mit heraufführte, die am Ende in den Bildern von Einkreisung und Auskreisung den krisenhaften Höhepunkt erreichte. Es spricht also viel für die These, dass alle Bemühungen des ersten Reichskanzlers um ein enges Verhältnis zu Russland – Dreikaiserabkommen von 1873, Dreikaiservertrag von 1881, schließlich Rückversicherungsvertrag von 1887 (Neutralitätsusage bei Angriff durch eine dritte Macht) – über Aushilfen nicht hinausgelangen konnten. Zudem war die zentrale, im Resultat antirussische Festlegung, die das Deutsche Reich in der Ära Bismarck traf, das Zweibundabkommen von 1879 mit Österreich-Ungarn, eine Verbindung, die freilich ihrerseits nicht nur nicht der Logik entbehrte. Für sie sprach vielmehr aus innen- und außenpolitischen Gründen sehr viel: Insofern wirkten auch hier nicht einfach diplomatische Rankünzen, sondern innen- und außenpolitische Zwänge, die man auch im Rückblick durchaus anerkennen muss: Rein außenpolitisch versprach ein Bündnis mit der Donaumonarchie, dass Berlin mit seinem stärkeren Gewicht eher die Dirigentenfunktion bzw. -kompetenz behalten könne. Zweitens öffnete sich über Wien auch der Weg zu einer mindestens informellen Beziehung zu Großbritannien. Letzteres galt insbesondere im östlichen Mittelmeer als der eigentliche Antipode Russlands. Möglicherweise ebenso wichtig waren für Bismarck aber auch innenpolitische Überlegungen: Zu diesem Zeitpunkt, an dem sich der Kulturkampf mit der katholischen Kirche seinem Ende zuneigte, hingegen die Auseinandersetzung mit der Sozialdemokratie (Sozialistengesetz von 1878) voll entflammt, war es Bismarck zweifellos ein Anliegen, die alten Wunden endgültig zum Vernarben zu bringen,

⁴⁾ Das Adjektiv ‚zaristisch‘ an Stelle vom im Deutschen eher geläufigen ‚zarisch‘ ist historisch-philologisch wohl vorzuziehen.

⁵⁾ Zum allmählichen Aufbrechen des deutsch-russischen Gegensatzes schon in den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts zuletzt Konrad Canis: Bismarcks Außenpolitik 1870–1890, Paderborn 2004, S. 41.

die die kleindeutsch-preußische Reichsgründung dem großdeutsch-katholischen Gedanken geschlagen hatte. Vor diesem Hintergrund war von deutscher Seite aus das spätere Bündnis von 1879 auch als mehr denn eine reine Sicherheitskonvention konzipiert, nämlich als die Verbriefung eines umfassenden Miteinanders in den Bereichen politische Konsultation und ökonomische Kooperation, demonstrativ durch Ratifikationen in jeweiligen Parlamenten hervorgehoben. Diese Lösung, sie hätte stark an die früheren preußischen Vorstellungen von einem erweiterten Bund mit Österreich aus der Zeit um 1850 erinnert (Erfurter Union von 1850 als kleindeutsche Lösung mit großdeutscher Verbrämung), konnte vor allem deshalb nicht realisiert werden, weil Wien davon eine Art Mediatisierung durch Berlin fürchtete. Aber auch so war das Bündnis von 1879, zunächst als Geheimabkommen geschlossen, sehr bald publik, eine Allianz, der auch eine innerdeutsch-kulturelle Funktion zugemessen wurde – eine Rolle, die eine deutsch-russische Beziehung naturgemäß nie spielen konnte.⁶⁾

Die Geschichtswissenschaft ist sich heute darin einig, dass trotz des Rückversicherungsvertrages von 1887 und trotz mancherlei paralleler Entwicklungslinien im ostelbischen wie im zaristischen Russland die deutsch-russische Entfremdung bereits voll während der Ära Bismarck einsetzte.

Sucht man hier nach einzelnen Ereignissen, dann spielte der Berliner Kongress von 1878 eine wesentliche Rolle: Bismarcks sprichwörtliche „Maklertätigkeit“ wurde von der russischen Seite als Benachteiligung und als Diskriminierung ihrer Politik auf dem Balkan wie gegenüber dem Osmanischen Reich interpretiert. Soziologisch spielte gewiss eine Rolle, dass die deutsch-baltische Aristokratie am Zarenhof an Gewicht verlor. Flankierend kamen ökonomische Auseinandersetzungen, die Bedrohung der deutschen Getreideproduktion durch preisgünstige russische Importe und die von Bismarck verfügte Fernhaltung des Handels mit russischen Staatspapieren von der Berliner Börse hinzu. Am Ende der Ära Bismarck stand schließlich jene Doppelkrise des Jahres 1887, deren Menetekel bereits die drohende Auseinandersetzung des Zweibundes, seit 1882 um Italien zum Dreibund erweitert, mit Frankreich und Russland war. Auslöser war die hier nicht in ihren Einzelheiten zu schildernde Bulgarienkrise. Nach außen wurde in Berlin so taktiert, als drohe, wenn überhaupt, eine militärische Auseinandersetzung mit Frankreich. Dort gab der großsprechende Kriegsminister General Boulanger derartigen Ablenkungstaktiken willkommene Nahrung. In Wirklichkeit aber planten die Militärs in Berlin (und Wien), gegen

⁶⁾ Vgl. Jürgen Angelow: Kalkül und Prestige. Der Zweibund am Vorabend des Ersten Weltkrieges, Köln, Weimar, Wien 2000, S. 25 ff. Helmut Rummel, Jan Wiederhorn (Hg.): Der „Zweibund“ 1879. Das deutsch-österreichisch-ungarische Bündnis und die europäische Diplomatie, Wien 1996. Vgl. auch das Schreiben Bismarcks an Kaiser Wilhelm I., der ganz die Linie der preußisch-russischen Präferenz vertrat, vom 24. August 1879: „Mit dem Staate Österreich haben wir mehr Momente der Gemeinsamkeit als mit Russland. Die deutsche Stammesverwandtschaft, die geschichtlichen Erinnerungen, die deutsche Sprache, das Interesse der Ungarn für uns, tragen dazu bei, ein österreichisches Bündnis in Deutschland populärer, vielleicht auch haltbarer zu machen als ein russisches.“ Zit. nach Angelow, S. 40, Fußnote 47.



Gemälde des Malers Alexander Friedrich Werner aus dem Jahr 1892: „Bismarck verlässt den Reichstag“. Die Szene zeigt die Ovationen, die dem Reichskanzler am 6. Februar 1888 nach dem Verlassen des Parlaments entgegengebracht wurden. In seiner Rede hatte er die Schlussworte gesprochen: „Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt; und die Gottesfurcht ist es schon, die uns den Frieden lieben und pflegen lässt.“ In den nationalistischen Interpretationen der Zeit wurde das Zitat gerne als Ausdruck deutschstümelnden Selbstbewussteins verwendet. In Wirklichkeit ging es Bismarck darum, mit einem national-rhetorischen Aufwand parlamentarisch eine große Heeresvermehrung durchzusetzen, die nicht zuletzt dazu dienen sollte, Präventivkriegsambitionen im deutschen Generalstab gegen Russland und Frankreich den Boden zu entziehen.

den Willen Bismarcks, einen nach ihrem Verständnis schnellen Präventivkrieg gegen Russland. Dabei ähnelten die Argumentationen verblüffend jenen in den letzten Jahren und Monaten vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges: Schon in den Überlegungen und Planungen vom Spätherbst 1887 wurde davon ausgegangen, man müsse das Land militärisch niederwerfen, bevor es selbst übermächtig werde.⁷⁾ Und bereits in den Denkschriften von damals findet sich jenes Muster einer fahrlässigen Unterschätzung des russischen Potenzials, einer Verdrängung der geografischen und klimatischen Verhältnisse in Russland und einer grundsätzlichen amoralischen Kriegsneigung, das sich als Kontinuität bis zu den Planungen von 1940/41 für das „Unternehmen Barbarossa“ gegen die Sowjetunion fortschreiben lässt. Damals, vor 120 Jahren, wurde ein vermeintlich kurzer Winterfeldzug in Kongresspolen gegen die russische Armee geplant, ohne dass offenkundig ernsthafte Fragen wie die nach

⁷⁾ Vgl. Michael Schmid: Der „Eiserne Kanzler“ und die Generäle. Deutsche Rüstungspolitik in der Ära Bismarck (1871–1890), Paderborn u. a. 2003, S. 335 ff.

der Leistungsfähigkeit der Transportwege bei Schnee und Eis in Mittelosteuropa oder dem Vorhandensein von hinreichend warmer Kleidung erörtert wurden. Hier wird im Übrigen eine klassische Schwäche militärischen Denkens in Deutschland bis in die Zeit des Zweiten Weltkrieges erkennbar, sich nämlich ganz auf im unmittelbarsten handwerklichsten Sinne operative Themen zu beschränken und die Fragen nach Infrastruktur und Logistik, nach geografischen Bedingungen und nach Legitimation schlechthin möglichst gar nicht aufzuwerfen. Der Krieg von 1877/88 fand in Europa nicht zuletzt deshalb nicht statt, weil die politische Spitze des Deutschen Reiches in Gestalt Otto von Bismarcks den Militärs in den Arm fiel. Sie führte gewissermaßen als Aushilfe einen Quantensprung der deutschen Rüstung mit herbei. Gerade diese Maßnahme sollte zeigen, dass das Reich nicht bedroht war und sich eben deshalb auf aggressive Abenteuer nicht einlassen musste. Eine solche Dialektik, die Feuer mit Gegengeuer bekämpfte, war allerdings gefährlich, sie musste nicht zwangsläufig und dauernd deeskalierend wirken.⁸⁾

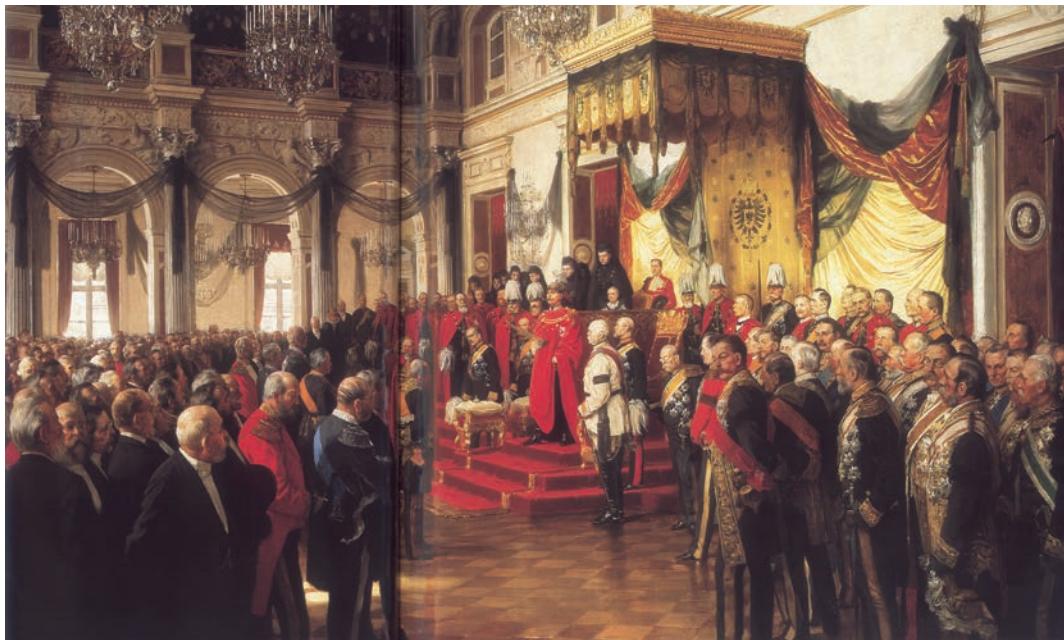
Die Zeit nach Bismarck

Weder die Verhinderung einer Konfrontation zu diesem Zeitpunkt noch der deutsch-russische Rückversicherungsvertrag vermochten freilich die russisch-französische Annäherung und mit ihr den Ausbruch Frankreichs aus der diplomatischen Quarantäne des Landes, der für Bismarck so hohe Bedeutung zugekommen war, zu verhindern. Dass hier eine republikanische Großmacht mit voll ausgeformtem parlamentarischem Regime und ein absolutistischer, in den Augen vieler europäischer Beobachter despotischer Staat zueinander fanden, erschien nur zunächst vielfach befremdlich.⁹⁾ Und dass die deutsche Außenpolitik in der Nachbismarckzeit einen anderen, auf Imperialismus und Weltpolitik gerichteten Weg einschlug und von hierher die Linien hin zum Ersten Weltkrieg laufen, ist ganz unbestreitbar. Allerdings sollte man, wenn man den Blick auf die sich zusammenfügende Konstellation des Jahres 1914 wirft, stets dreierlei Faktoren mit bedenken:

Zum einen die schon angedeuteten Dispositionen, die bereits aus der Bismarckzeit herrührten, zum zweiten Rolle und Interessen nicht nur der anderen europäischen Großmächte, sondern auch der kleineren Staaten in Europa und zum dritten die immer deutlicher werdende Tatsache, dass es auf dem Kontinent in den letzten Jahren vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges parallel zur Eskalation auch eine Entwicklung der Deeskalation, des machtpolitischen wie kulturellen Ausgleichs, teilweise auch

⁸⁾ Schmid, Eiserne Kanzler, S. 419 ff.: „Rüstung gegen den Krieg und Obstruktion gegen die Generäle? Bismarcks Politik während der Winterkrise.“

⁹⁾ Zum Ende der preußisch-russischen „special relationship“ George F. Kennan: Bismarcks Europäisches System in der Auflösung. Die französisch-russische Annäherung 1875–1890, Frankfurt am Main u. a. 1979. Ders.: Die schicksalhafte Allianz. Frankreich und Russland am Vorabend des Ersten Weltkrieges, Köln 1990. Aus dem Jahr 1892 datiert dann die erste französisch-russische Militärkonvention mit bereits sehr konkreten Abmachungen für eine gemeinsame Kriegsführung gegen die Kombination Deutschland und Österreich-Ungarn, 1894 folgte das förmliche französisch-russische Bündnis.

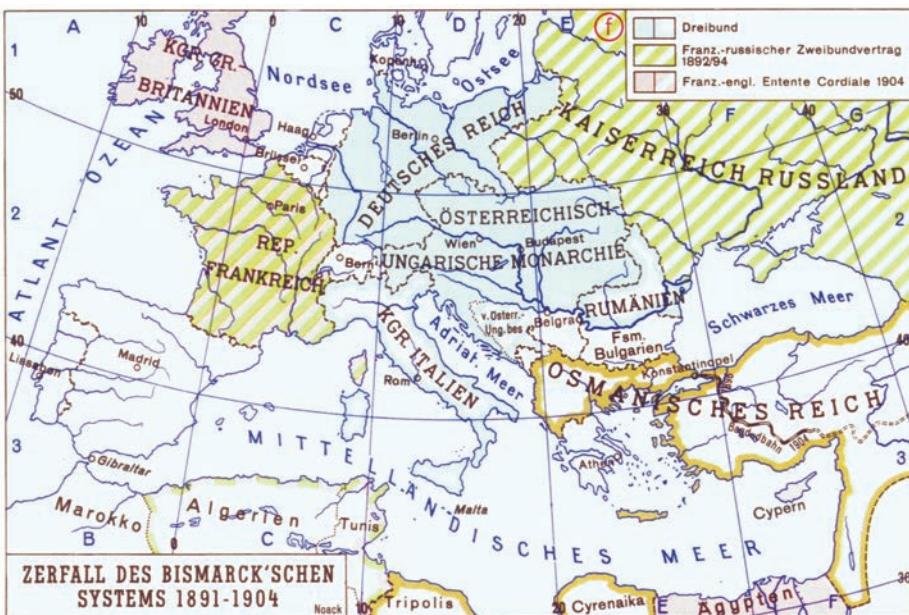


Gemälde Anton von Werners von der Eröffnung des Reichstages am 25. Juni 1888. Zu sehen ist der 29-jährige Monarch Kaiser Wilhelm II. mit Kaiserin und Kronprinz. Reichskanzler Fürst Bismarck, der neun Monate später entlassen werden wird, steht mit Trauerflor am Arm für die verstorbenen Kaiser Wilhelm I. und Friedrich III. bereits etwas im Abseits.

wachsender pazifistischer Neigungen gab. Die Schlussfolgerung, die sich aus einem derartigen Befund auch für spätere Phasen und womöglich auch für unsere Gegenwart und Zukunft ziehen lässt, ist freilich keine durchweg beruhigende: Offenkundig kann es auch und gerade dann zur Konfrontation kommen, wenn die Akteure auf Entspannung hin eingestellt sind, in solchen Lagen aber besonders besorgt und in der Konsequenz aggressiv werden, wenn Signale mit einem Mal anders zu deuten sind bzw. wenn die Akteure sich – zu Recht oder Unrecht – hintergangen sehen.

Die deutsche Außenpolitik stand an der Jahrhundertwende im Zeichen einer immer stärkeren Abwendung von Großbritannien. Mit ihm war eine Allianz weder in der Schlussphase der Bismarckära zustande gekommen, als derartige Initiativen von Deutschland ausgegangen waren, noch in der Zeit danach, als die Signale eher von London (Kolonialminister Chamberlain) aus auf grün gestellt waren.¹⁰⁾ Man muss

¹⁰⁾ Grundsätzlich zur Außenpolitik in dieser Phase Klaus Hildebrand: Das vergangene Reich. Deutsche Außenpolitik von Bismarck bis Hitler 1871–1945, Stuttgart 1995, S. 190 ff. Ferner Konrad Canis: Von Bismarck zur Weltpolitik. Deutsche Außenpolitik 1890 bis 1902, Berlin 1997. Zu den gescheiterten deutsch-englischen Bündnisverhandlungen in den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts insbesondere Hermann Freiherr von Eckartstein, 1899–1901 Deutscher Botschaftsrat in London: Lebenserinnerungen und politische Denkwürdigkeiten Bd. 1, Leipzig 1919, insbesondere S. 291 ff. Gerd Fesser: Reichskanzler Fürst von Bülow. Architekt der deutschen Weltpolitik, Leipzig 2003, S. 51 ff.



den sich allmählich schürzenden Knoten der deutsch-britischen Konfrontation aus einer Gemengelage von objektiven und subjektiven Faktoren erklären. Zu den objektiven lassen sich wohl die allgemeinen imperialen Tendenzen aller Großmächte zählen – bis hin zu Italien, das sich am Horn von Afrika und gegen die Osmanische Türkei ab 1911 in der Cyreneika und im Dodekanes (Rhodos und seine Nachbarinseln) engagierte. Hinzunehmen muss man ferner die ökonomische Expansion Deutschlands, welche aus starkem Bevölkerungswachstum und forciertter Industrialisierung in modernen Leitsektoren (Elektroindustrie, Optik, Chemie), in denen Deutschland führte, resultierte wie aus dem allmählichen Versiegen des Regulatonsventils Auswanderung. In den eineinhalb Dekaden zwischen dem Beginn des 20. Jahrhunderts und dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges überholte Deutschland Großbritannien als Industriestandort: Zwischen 1900 und 1913 sank der britische Anteil an der Weltindustrieproduktion von 18,5% auf 13,6%, der deutsche erhöhte sich von 13,2% auf 14,8%. Der Anteil Großbritanniens am weltweiten Maschinenbau lag 1913 bei 11,8%, der deutsche bei 20,7%, der US-amerikanische allerdings bei 50%. Noch eindrucksvoller ist das Bild bei der Elektroindustrie: Hier führte Deutschland 1913 mit 34,9% vor den USA mit 28,9% und Großbritannien mit 16,0%. Bemerkenswert ist im Übrigen, dass die Weltmacht Russland in diesem Sektor der Weltwirtschaft nur auf einen Anteil von 2,2% kam – diese letzteren Hinweise nur als ein Indikator dafür, wie wenig Russland den strukturellen Anforderungen eines Konfliktes von der Dimension des Ersten Weltkrieges gewachsen sein konnte (s. u.). Deutschland war zunehmend existenziell auf eine starke Verflochtenheit in die Weltwirtschaft angewiesen. Der freilich daraus vielfach abgeleitete Schluss, je mehr